Pam. Africa. West - Gold Coast
Steiner, P.
No. 4577
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
Reca FEB 1914

Basler Missionsstudien.

Heft 24.

Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.

Von

P. Steiner.

Basel 1904.
Verlag der Missionsbuchhandlung.

Preis 50 Cts. = 40 Pfg.

Basler Missions-Studien
Heft 24.

Kulturarbeit

der

Basler Mission in Westafrika

Von

P. Steiner.

Basel 1904.
Verlag der Missionsbuchhandlung.

Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.

Jeder, der einigermaßen mit dem Betrieb einer Mission bekannt ist, weiß auch, wie mannigfaltig die Missionstätigkeit in der Praxis ist. Die verschiedenartigsten Arbeitszweige greifen da ineinander, die teils von den örtlichen Verhältnissen geboten, teils auch im Arbeitsprogramm einer Missionsgesellschaft enthalten sind. Diese Mannigfaltigkeit der missionarischen Tätigkeit auf dem Gebiet der Predigt und Seelsorge, der Gemeindegründung und Gemeindepflege, der medizinischen Mission, der Literatur und des Schulwesens, der Industrie und Landwirtschaft — ich sage: diese Mannigfaltigkeit ist vorhanden, wenn auch nicht überall gleich vertreten. Die verschiedenen Arbeitszweige werden aber auch hinsichtlich ihrer Bedeutung und Berechtigung für die Mission sehr verschieden beurteilt. Es ist dies besonders der Fall bei denjenigen, die nicht das Centrum der Missionstätigkeit bilden, sondern in die Peripherie derselben fallen und bei denen man sich fragen kann, ob sie überhaupt für den Missionsbetrieb herbeizuziehen seien.

Diese Frage könnte zunächst erhoben werden in Bezug auf die industriellen und landwirtschaftlichen Missionsunternehmungen, von denen bekanntlich die Missionsgeschichte mehrfache Beispiele aufweist, wonach Missionen diesen Zweig ihrer Arbeit angliederten und schließlich die Sache wieder fallen lassen mußten. Es könnte demnach scheinen, als habe die Mission mit derartigen sogenannten Kulturaufgaben nichts zu tun. Und in der Tat, wenn es sich bloß um den innersten Kern der Mission handelt, wonach alles auf die durch das Evangelium hervorgerufenen geistlichen Wirkungen ankommt, so wird man sagen müssen: ihre erste

und vornehmste Aufgabe liegt zunächst auf dem religiösen Gebiet, und in dem Missionsbefehl unsers Herrn und Meisters ist weder von Plantagenarbeit, noch von Handwerkerschulen die Rede. Wir sind deshalb auch weit entfernt, einer sogenannten Kulturmission das Wort zu reden, worunter heutzutage manche Kreise aus Mangel an Sachkenntnis und Klarheit die Aufgabe einer Mission verstanden wissen wollen und wobei es sich lediglich um Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit behufs der Entwicklung der Kolonialgebiete zu gunsten des Mutterlandes handelt. Die Kulturarbeit in diesem Sinne verstanden, kann natürlich nicht Aufgabe der Mission sein und wir beneiden die katholischen Missionare nicht um den Ehrentitel, den sie sich als „Apostel der Kultur" um ihrer vorzugsweise in dieser Richtung liegenden Tätigkeit willen beilegen. Denn mit der Kultur allein ist den kulturlosen Völkern nicht gedient. Im Gegenteil, tritt dieselbe unvermittelt, als rein europäisches Produkt und ohne den Lebensgehalt des Evangeliums an die Naturvölker heran, so reibt sie entweder die haltlosen Stämme auf, oder gestaltet sie zu widerlichen Karikaturen, die für ihr nationales Volkstum und die wahre christliche Kultur für immer verloren sind.

Dagegen ist es außer allem Zweifel, daß die Mission durch ihre Einwirkung auf den Einzelnen wie aufs Volksganze eine soziale Umwandlung herbeiführt und dadurch ein Stück Kulturleben schafft, wo vorher keines war. Denn durch das Christentum werden alle Lebensverhältnisse beeinflußt und nach und nach durchdrungen. Und wie das Heidentum nach seinem innersten Wesen Unkultur ist und die heidnischen Völker abwärts führt, so erweist sich das durch die Mission gepflanzte Christentum mit seiner erneuernden Lebenskraft als eine Kulturmacht, in deren Dienst eben die verschiedenen Arbeitszweige der Mission zur Verwendung kommen. So ist schon jede Missionsstation eine wichtige Kulturstätte, deren Wirkungskreis ein weit umfangreicherer ist, als nur den Ausgangspunkt einer rein geistlichen Arbeit zu bilden. Zwar ist die Gewinnung der Heiden zu Jüngern Jesu ihre erste und vornehmste Aufgabe, aber die Mission hat doch auch bei aller Wahrung ihres geistlichen Charakters ihre andere Seite, mit der sie der irdisch sichtbaren Welt angehört und wonach mit ihrem Betrieb viele irdische Geschäfte verbunden sind, deren sie sich nicht

entschlagen kann. Geistliche und irdische Arbeit greift da notwendig ineinander und das Missionswerk kann der geschäftigen Gehilfin im großen Haushalt nicht entraten. Schon die Errichtung und der Ausbau einer Station, ihre Unterhaltung und Ausdehnung erfordert eine Summe von äußeren Geschäften.

Aber hat die Mission den Beruf und die Pflicht, darin noch weiter zu gehen und sich auch prinzipiell mit industriellen und ökonomischen Unternehmungen auf dem Missionsfelde zu befassen, die nicht ohne weiteres zum Betrieb einer Mission gehören? Und ferner: Inwieweit hat es sich die Basler Mission — um die es sich hier allein handelt — angelegen sein lassen, diesen Zweig der Kulturarbeit in den Bereich ihrer Missionstätigkeit hereinzuziehen? Die Antwort darauf soll das kurze Geschichtsbild geben, das wir von der Kulturarbeit der Basler Mission an der Goldküste und in Kamerun vorführen möchten.

1. Auf der Goldküste.

Die Basler Mission ist schon frühzeitig dazu geführt worden, im westlichen Afrika Industrie, Landwirtschaft und selbst den Handel unter ihre Arbeitszweige aufzunehmen. Es lag das nicht von Anfang an in ihrem Programm, aber die Verhältnisse drängten dazu, sei es der Selbstzweck, sei es die mit den Jahren erkannte Notwendigkeit, dem dortigen kulturlosen Volk eine Lehrmeisterin auf dem gewerblichen und wirtschaftlichen Gebiet zu sein und so zur sozialen und ökonomischen Hebung des Landes mitzuwirken. Hiezu lagen auch einige Anknüpfungspunkte vor. Die dänische Regierung, unter deren Oberhoheit die von der Basler Mission 1843 besetzte östliche Goldküste damals stand, hatte — im Gegensatz zu der englischen — sich von jeher die für ihre Zwecke nötigsten eingebornen Handwerker in Dänemark herangebildet. Besonders aber hatte man, seit die Sklavenausfuhr (1807) gesetzlich untersagt war, dem Plantagenbau seine Aufmerksamkeit zugewandt, indem man im Lande selbst die Kolonialprodukte kultivieren wollte, die man bisher in Westindien durch die dort eingeführten Sklaven gewonnen hatte. Dadurch hoffte man der Entwertung der afrikanischen Besitzungen, die bis jetzt nur durch den Sklavenhandel eine Bedeutung für das Mutterland gehabt hatten, vorzubeugen. Aber alle diese

„Kulturanlagen", für die große Summen ausgeworfen wurden, machten sämtlich Fiasko. Denn erstlich lagen sie gewöhnlich in der Hand der oft wechselnden Gouverneure, die lieber das Geld in die eigene Tasche steckten, als damit landwirtschaftliche Versuche anzustellen; sodann beschränkte man sich beim Plantagenbau auf den Küstenstrich, um in erreichbarer Nähe der dänischen Forts und ihrer Besatzung zu sein, wo aber die Boden- und Regenverhältnisse zu ungünstig waren. Selbst Wegbau und Ansätze zu Viehzucht wurden von den Dänen versucht, aber bei den damaligen unsicheren Verhältnissen in keiner Weise festgehalten noch fortgesetzt. Ueberhaupt fehlte es zu sehr an einer geordneten Kolonialverwaltung, als daß derlei Kulturunternehmungen hätten gedeihen können.

Als die Basler Mission im Jahr 1843 in Akropong auf dem Akwapemgebirge, 12 Stunden landeinwärts von der Küste, mit ihrer Arbeit einsetzte, fand sie vollständig kulturlose Zustände vor. Diese aufzuheben war man nicht gekommen, sondern dem Volk, das im finstersten Heidentum saß, das Evangelium zu bringen und erst auf diesem Wege auch bessere soziale Verhältnisse herbeizuführen. Aber die Missionare mußten eine Heimstätte haben, und die Errichtung der Station bei dem damaligen gänzlichen Mangel an Bauhandwerkern unter den Eingebornen gehörte zu den Schwierigkeiten des Anfangs, wie sie jetzt gottlob an der ganzen afrikanischen Westküste unbekannt sind. Zwar half man sich anfangs mit leichten Hütten, wie sie mit Hilfe der Neger leicht erstellt werden konnten; aber auf die Länge ging das nicht. Das erste Steinhaus, das man dann 1846 erbaute, war deshalb ein Ereignis für Neger und Europäer. Dem ersten Bau folgten bald weitere. Dadurch sah man sich genötigt, aus den Eingebornen sich die unerläßlichen Holz- und Eisenarbeiter, Maurer, Säger und Schindelspalter mühsam heranzuziehen. Diese Aufgabe fiel natürlich zunächst dem Missionar zu, der vielleicht durch seine frühere Lebensstellung mit derlei Künsten vertraut war oder doch Geschick hiefür hatte. Auch unterließ es die heimatliche Leitung nicht, von Anfang an den ordinierten Brüdern zur Unterstützung für die äußern Arbeiten einen Baumeister beizugeben.

Die ersten Missionsbauten brachten es auch mit sich, daß auf jeder Station eine kleine Werkstätte eingerichtet wurde, in der gelegentlich vom Missionar die nötigsten Holz- und Eisenarbeiten,

besonders Reparaturen, ausgeführt werden konnten, wobei einzelne Eingeborene gelegentlich Anleitung in diesen Arbeiten erhielten. Das war aber keine gründliche Ausbildung und erwies sich als unzulänglich. Dieses und das Wachstum des Werks, das neue Bauten auf Stationen und Außenplätzen erforderte, ließ schließlich in Inspektor Josenhans den Plan reifen, eigentliche Handwerkerschulen mit Werkstätten und europäischen Fachleuten als Leitern derselben ins Dasein zu rufen. Er hatte dabei als Ziel im Auge, im kulturlosen Lande nicht nur die nötigsten Industriezweige einzuführen und allgemein heimisch zu machen, sondern es sollten auch dadurch den entstehenden Christengemeinden die Mittel zufließen, mit der Zeit soweit selbständig zu werden, daß sie ihre eigenen Lehrer und Prediger besolden könnten. Ueberhaupt erwartete man, daß durch eine Hebung des sozialen Lebens mittelst eines christlichen Handwerkerstandes und der Industrie auch das christliche Gemeindeleben sich kräftiger entwickeln und eine solide Grundlage erhalten werde. Man hat hierin vielleicht zu viel erwartet, aber einen bedeutenden Einfluß auf die Landes- und Lebensverhältnisse hat die Industrie in der Folgezeit unstreitig ausgeübt, wogegen sie dem Gemeindeleben nur in seinen einzelnen Gliedern einen materiellen Gewinn eingebracht hat.

Mit gewohnter Energie ging Inspektor Josenhans an die Ausführung seines Plans. Es wurde die Errichtung mehrerer Werkstätten beschlossen und als Sitz dieser industriellen Unternehmungen die Küstenstation Christiansborg ausersehen. Die an den Werkstätten stehenden europäischen Meister sollten während des ersten Jahres, bis sie sich in ihre Aufgabe eingelebt hätten, eine persönliche Verwilligung gleich den Missionaren beziehen, von da an aber auf eigene Rechnung arbeiten, wogegen das Komitee einen etwaigen Ausfall zu decken bereit war. Im andern Fall sollte ihnen der Gewinn gutgeschrieben werden. Für den Geschäftsbetrieb stellte das Komitee Kapital, Wohnung, Werkstätte und Betriebsmaterial, das natürlich verzinst werden mußte. In ihrer Stellung waren die Handwerksbrüder den Missionaren koordiniert, sie unterstanden der Stationskonferenz und ihrem Präses, hatten wie jene ihre Berichte zu schreiben und alljährlich Rechnung von ihrem Geschäft abzulegen. — Der Betrieb der Werkstätten sollte im Geist der Mission geschehen, weshalb auch der Werkmeister ange-

halten war, seine Leute christlich zu beeinflussen und durch regelmäßige Andachten dem Ganzen die christliche Weihe zu geben. Als Ziel sollte im Auge behalten werden, daß man einen Grundstock tüchtig geschulter, christlicher eingeborener Handwerker heranzuziehen habe, die mit der Zeit ihr Handwerk selbständig betreiben und die europäische Leitung überflüssig machen könnten.

Man ersieht hieraus, das Ganze war nicht darauf angelegt, die Sache ins große und fabrikmäßige anwachsen zu lassen, sondern man hatte nur einfache Handwerkerschulen im Auge, die dazu dienen sollten, der Industrie im kulturlosen Lande Bahn zu brechen und sie dann sich weiter im Volk entwickeln zu lassen.

Im Jahr 1857 zogen die ersten Werkmeister, ein Schreiner und ein Zimmermann nach der Goldküste aus. Ihnen folgten 1859 ein Wagner und 1860 ein Schlosser. In Christiansborg wurden die nötigen Gebäulichkeiten erstellt und die Werkstätten eingerichtet. An Lehrjungen fehlte es nicht, zumal auch die Knabenanstalten aus der Reihe der Schüler solche lieferten. Hand in Hand mit der Schreinerei ging zur Beschaffung des Rohmaterials aus dem Lande selbst die weitere Ausbildung der Eingeborenen im Sägen von Balken und Brettern. Mit dem Jahr 1863 wurde dann auch ein Versuch mit der Schuhmacherei, ebenfalls in Christiansborg, angestellt, wovon sich noch Ueberreste aus der dänischen Zeit vorfanden. Je mehr sich das Schulwesen entwickelte und die literarische Tätigkeit einiger Missionare eine Literatur in den beiden Landessprachen, im Gã und Tschi, geschaffen hatte, wurde auch eine Buchbinderei zum Bedürfnis, wofür ein Eingeborener in Europa ausgebildet wurde, der sich in Christiansborg etablierte und sein Handwerk im kleinen betrieb. Selbst mit der Strohflechterei und Töpferei, wofür sich im Lande selbst unter den Eingeborenen bereits rohe Anfänge vorfanden, wurden vorübergehend Versuche angestellt, die aber keinen Bestand hatten.

Wir können hier die Entwicklung der Werkstätten nicht im einzelnen durch die Jahrzehnte hindurch verfolgen, und wir müssen uns darauf beschränken, ihr Ergebnis im großen und ganzen zu skizzieren.

Die Schreinerei, Wagnerei und Schlosserei blühte schnell auf, stellte aber an die Geduld und Ausdauer der europäischen Vorsteher keine geringen Anforderungen. Die eingeborenen Arbeiter,

an eine geregelte und anstrengende Beschäftigung nicht gewöhnt, im Denken nicht geübt, aller Erfindungsgabe bar, der Sorgfalt und Genauigkeit ungewohnt, waren schwer anzuleiten und es war ein beständiger Kampf mit den Nationalschwächen der Eingeborenen. Und doch hat auch hier der geduldigen Missions- und Kulturarbeit der Segen nicht gefehlt. Es gelang im Laufe der Jahre eine große Anzahl von Handwerkern heranzubilden, die sowohl bei den Bauten der Mission, als bei der Regierung und unter dem eigenen Volk ihre Kunst auszuüben verstanden. Zu öffentlicher Anerkennung gelangte die Missionsindustrie besonders in der Zeit der Asanteexpedition im Jahr 1873/74, in deren Dienst sie sich stellte. Die Schuster flickten da Patrontaschen, Stiefel und Riemenzeug, die Schlosser reparierten alte Kanonen und Gewehre, beschlugen Pferde und waren sonstwie beschäftigt; die Schreiner errichteten am Voltafluß ein großes Proviant- und Munitionsmagazin und erstellten sonstige Baulichkeiten. Für die in diesem Feldzug geleisteten Dienste sprach die englische Regierung dem schweizerischen Bundesratspräsidenten in Bern ihre dankende Anerkennung aus.

Durch die Missionsschreinerei erstand auch der erste Leuchtturm an der östlichen Goldküste. Ueberhaupt erhielt die Basler Mission nach und nach durch die von ihr ausgebildeten Handwerker einen Ruf längs der ganzen Westküste. Diese Tatsache lenkte seinerzeit nicht nur die Aufmerksamkeit des eingeborenen Königs Georg Pepple in Bonny (im Nigergebiet) auf die kulturellen Leistungen der Basler Mission, sodaß er deren Niederlassung in seinem Machtgebiet nachsuchte, sondern es richtete auch der Sekretär des englischen Residenten in Lagos folgendes Schreiben an die Leitung der Basler Mission auf der Goldküste: „S. Exc. der Gouverneur beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß es unserer Kolonie von Vorteil wäre, wenn Ihre Mission ihren Wirkungskreis bis zu uns ausdehnen könnte, namentlich was den Unterricht in Landwirtschaft und Gewerbe betrifft. S. Excellenz würde Ihnen mit Vergnügen jede Förderung und Hilfe angedeihen lassen, und ich möchte Sie fragen, ob die Basler Mission geneigt wäre, dieses neue Feld ihrer schätzbaren Arbeit zu eröffnen."

Es war natürlich, daß die Leute, die in den Christiansborger Werkstätten etwas gelernt hatten, nicht für immer in diesen verblieben. Viele von ihnen zogen, dem Wandertriebe ihres Volkes

folgend, hinaus ins Weite, um an den verschiedensten Küstenplätzen Arbeit und Verdienst zu suchen. Sie fanden beides reichlich in den zahlreichen Faktoreien, in den Missionen, bei der Regierung und unter fremden Volksstämmen. Wo immer ein Schmied hämmerte und ein Schreiner hobelte, da waren es Handwerker aus der Basler Mission. Andere zogen mit ihrem Handwerkszeug ins Innere des Landes, schlugen unter einem offenen Schuppen ihre Werkstätte auf, nahmen Lehrjungen an und versahen die umwohnenden Eingeborenen mit den Erzeugnissen ihrer Kunst. So trifft man heutzutage im ganzen Lande fast in allen größern Ortschaften einen Schreiner- und Schmiedeschuppen an. Zu bedauern ist nur, daß die Industrie fast nur unter dem Küstenstamm der Gãer Eingang fand und unter den Inland-Stämmen nur schwer heimisch wurde. Auch hatte das Bestreben, möglichst bald selbständig zu werden und den Meister zu spielen, zur Folge, daß viele der Leute zu früh die Werkstätten verließen, noch ehe sie sich eine gründliche, allseitige Ausbildung angeeignet hatten und deshalb nicht über die Stufe eines Stümpers hinauskamen. Indes, die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Kunstfertigkeit waren keine allzugroßen. Doch sind aus den Werkstätten verschiedene eingeborene Arbeiter und Meister hervorgegangen, die alle Achtung verdienen.

Die Stellung der europäischen Vorsteher der Werkstätten wurde mit der Zeit eine etwas andre. Sie hatten — um hier gleich das finanzielle Ergebnis zu erwähnen — zeitenweise Mühe, trotz redlicher Arbeit sich über dem Wasser zu halten, zumal seit die englische Regierung ihre eigenen Reparaturwerkstätten einzurichten begann und die Konkurrenz im Lande selbst sich fühlbar machte. Den Ausfall mußte gewöhnlich ein kleiner Handel mit Werkzeugen und Eisenwaren decken helfen. Dies führte später dazu, daß schließlich die Werkstätten der Missionshandlung unterstellt wurden und die Handwerksbrüder eine bestimmte Jahres-Verwilligung erhielten. Zugleich wurden um der Verhältnisse willen die bisher örtlich getrennten Werkstätten der Schreinerei, Wagnerei und Schlosserei in einem Anwesen vereinigt.

Als solches gemeinsames Industrie-Etablissement, das gewöhnlich von zwei europäischen Werkmeistern geleitet wird, bestehen die Missionswerkstätten bis auf den heutigen Tag, obschon dieselben

im Lauf der Jahre eine große Anzahl von Handwerkern ausgebildet und durch Einführung der genannten Gewerbe ihre Aufgabe längst erfüllt haben. Das Etablissement, das, wie gesagt, jahrelang um seine Existenz zu ringen hatte und bedeutende Zuschüsse von der Mission erforderte, ist nun auch rentabler geworden und zahlt sich selbst. Die Werkstätten — um auch ein Wort über ihre Einrichtung zu sagen — sind luftig und gesund angelegt und mit allem nötigen Betriebsmaterial ausgestattet. Sie sind im Besitz von nicht weniger als elf Maschinen für Eisen-, Holz- und Drechslerarbeit. Im Jahr 1902 beschäftigten sie sechs ausgebildete Arbeiter und 24 Lehrlinge. Der letzte Leiter der Eisenwerkstätte, der, als er vor kurzem nach Europa zurückkehren mußte, auf eine 15jährige Erfahrung zurückblicken konnte, hat während dieser Periode über 160 Jünglinge und junge Männer als Lehrlinge in dem Etablissement gesehen, von denen zwei Drittel in der Eisenbranche und ein Drittel in der Schreinerei und Drechslerei ihre Lehrzeit zubrachten. Um aber der früheren vorzeitigen Unterbrechung der Lehrzeit vorzubeugen, ist seit 1890 die Einrichtung getroffen, daß die Lehrlinge einen Lehrvertrag zu unterzeichnen haben. In diesem haben sie sich zu verpflichten, für die Dauer von 3 Jahren in der Lehre auszuhalten und vier Pfund Sterling (80 Mark) als Bürgschaft zu hinterlegen, die nach Ablauf der dreijährigen Lehrzeit dem Betreffenden wieder zurückerstattet werden. Tritt aber einer vor der Zeit aus, oder muß er wegen schlechten Betragens entlassen werden, so geht er der genannten Summe verlustig.

Die Lehre, die die jungen Leute in den Werkstätten erhalten, ist gründlich, eingehend und zielbewußt. Sie schreitet in der richtigen Weise fort, von der Anfertigung eines Schlüssels bis zur Reparatur einer Dampfmaschine, von der Zusammensetzung einer Kiste bis zum Bau verschiedener Arten von leichten und schweren Wagen. Wurden doch im Jahr 1901 nicht weniger als 60 solcher Wagen gebaut und verkauft.

Welches ist nun aber das kulturelle Ergebnis dieser Werkstätten bis jetzt gewesen? Wir haben da zunächst nur die beiden Hauptindustriezweige der Holz- und Eisenarbeit im Auge.

In erster Linie haben sie der Mission nach ihrer äußern Seite hin sehr wesentliche Dienste geleistet; denn mit ihrer Hilfe wurden die vielen Stationsbauten, Kirchen, Kapellen-, Schul- und

Katechistenhäuser aufgeführt. Selbst die Bremer Mission über dem Volta drüben hat sich ihrer mit Nutzen bedient. Außerdem hat die Missionsindustrie dem Lande zu bessern Wohnungsverhältnissen verholfen. Während man früher nirgends etwas von soliden Fensterläden, verschließbaren Türen und von Bretterböden wußte, ist heutzutage in dieser Beziehung ein großer Fortschritt wahrzunehmen. Größere Wohnungen mit solidem Dachgerüst, Balkenwerk und Fußböden sind nichts seltenes, wo früher die Eingeborenen, selbst die Häuptlinge, nur in elenden, schlecht verwahrten, ungesunden, feuchten Hütten lebten. Und wo das Hausgerät ehedem oft nur in einigen Körben und Matten bestand, da setzt heute der Neger seinen Stolz darein, einiges der Zivilisation entsprechendes Mobiliar zu besitzen, und keine Negerbraut wird auf eine schön polierte Holztruhe, in der sie ihren Brautschatz birgt, verzichten. Ferner ist durch die Industrie den Gewerbetreibenden eine namhafte Erwerbsquelle erschlossen worden,*) wodurch zugleich der Wohlstand weiter Kreise gehoben worden ist. Auch ist damit ein gesellschaftlicher Stand geschaffen worden, der die Achtung seiner Volksgenossen genießt.

Dann darf das sittliche Moment nicht vergessen werden, und der Segen, der in einer geregelten, mit Denken und Aufmerksamkeit verbundenen Arbeit, wie sie die Ausübung eines Gewerbes erfordert, liegt und die sonst dem gedankenlosen, oberflächlichen Neger meist unbekannt ist. Schon die Lehrzeit in der Werkstätte ist für ihn eine Zeit heilsamer Zucht und Erziehung, wozu noch die christliche Beeinflussung durch Wort und Vorbild kommt. Zur Ehre der Werkstätten seis auch gesagt, daß mancher aus ihnen hervorgegangene Meister und Arbeiter zu den besten und bewährtesten Christen gehört. Im Rückblick auf die nahezu 50jährige Missionstätigkeit auf diesem Gebiet darf man sagen: Die Industrie hat als Helferin der Basler Mission ihre kulturelle Aufgabe im großen und ganzen gelöst und in Verbindung mit der geistlichen Wirksamkeit der

*) Der Verdienst, den die in den Basler Industriewerkstätten ausgebildeten Arbeiter an fremden Küstenplätzen finden, ist meist recht beträchtlich. So beobachtete ein Passagier, wie ein solcher, der vom Kongo-Freistaat zurückkehrte, an Deck eines Dampfers beim Kassier 5000 Mark deponierte. Der Mann hatte diese Summe in verhältnismäßig kurzer Zeit verdient.

Mission wesentlich zur geistigen und wirtschaftlichen Hebung der eingeborenen Bevölkerung beigetragen.

Noch auf einem andern Gebiet hat die Basler Mission Kulturarbeit getrieben. In einem Lande, da weder die Eingeborenen noch die englische Regierung etwas für den Straßenbau tat, stellte sich mit dem Eintritt der Mission auch bald die Notwendigkeit heraus, gangbare Verkehrswege zwischen der Küste und den im Innern gelegenen Missionsstationen herzustellen. Von den Missionaren wurde zwar mit Hilfe von Schülern und Arbeitern in der nächsten Umgebung der Stationen das Allernötigste hierin getan, aber für größere Entfernungen bedurfte es namhafter Geldsummen und europäischer Leiter. Deshalb wurden in den 50er und 60er Jahren zwei Laienmissionare zeitweise mit der Aufgabe betraut, eine Verkehrsstraße von Christiansborg an der Küste bis nach dem 18 Stunden landeinwärts gelegenen Odumase im palmenreichen Krobolande herzustellen. Sie führte vom Seestrand zwei Stunden lang durch die Savanne, dann vier Stunden weit durch niedriges Buschland bis an den Fuß des Gebirges, an diesem hinauf und ca. 8 Stunden auf dem Bergrücken entlang über die zwei Missionsstationen Aburi und Akropong, bis sie sich durch das Gebirge hinab durch die Palmenwälder Krobos nach Odumase hinzog. Zugleich wurde eine weitere Straße zwei Stunden landeinwärts von der ersteren abgezweigt, um dieselbe durch die Ebene längs dem Fuß des Gebirges nach dem Volta hin zu führen. Allein der Leiter des letzteren Wegbaus erlag dem Klima, ehe er nur ein Drittel der Wegstrecke fertig gestellt hatte, und so blieb der Rest unausgeführt.

Diese Wegbauten, mit denen natürlich auch die Aufführung von Dämmen und Brücken verbunden war, kosteten große Geldopfer und es wäre vielmehr Pflicht und Aufgabe der englischen Regierung gewesen, von sich aus die nötigen Verkehrswege im Lande herzustellen und im Stand zu erhalten. Das hätte schon im Interesse des Handels gelegen; aber Englands Kolonialpolitik befaßte sich damals auf der Goldküste nur mit dem äußersten Küstenrand und soweit seine verrosteten Kanonen reichten. Doch ließ man sich soweit herbei, auf schriftliche und mündliche Bitten der Missionare hin mehrmals Unterstützungsgelder für den Straßenbau darzureichen und war froh, dieser Pflicht auf dem bequemsten

Wege überhoben zu sein. Zugleich suchte man in einer Küstenzeitung Propaganda für das Unternehmen zu machen. Gelegentlich bereiste auch ein nach Europa zurückgekehrter Missionar die Städte Englands und suchte daselbst Gönner und Freunde für die kulturellen Aufgaben an der Goldküste zu gewinnen und Geldmittel flüssig zu machen. Er fand solche besonders in den Kreisen der Quäker.

Der Straßenbau führte dann notwendig dazu, sich auch mit der Viehzucht zu befassen. Denn sollten die Wege gangbar erhalten werden, so konnte dies auf keine Weise besser geschehen, als daß sie befahren wurden. Dadurch dienten sie einerseits einem leichteren und billigeren Transport der Güter von Station zu Station, und anderseits wurde dem in jener Zone so rapiden Verwachsen der gebahnten Wege vorgebeugt. Denn auf das Begangenwerden durch die Eingeborenen konnte man nicht rechnen, da dieselben, ihre Lasten auf dem Kopfe tragend, stets im Gänsemarsch daherschreiten. Das alles erforderte die Einführung von Zugvieh. Zunächst wurde, wie schon bemerkt, ein Wagner hinausgesandt, der die nötigen Gefährte herstellen und dieses Kulturmittel im Lande einführen sollte. Ihm folgte ein Oekonom, der die Viehzucht in die Hand zu nehmen hatte. Der Reihe nach wurden allerlei Zugtiere: Pferde, Maultiere, Ochsen und Esel von den Azoren und den kanarischen Inseln eingeführt — es fehlten nur noch die Kamele und Elefanten. Man versuchte es auch mit dem Fuhrwerk, aber trotz wiederholter Experimente schlug doch die Sache fehl, da das Vieh jedesmal der Tsetse-Fliege erlag. Selbst die unmittelbar an der Küste betriebene Viehzucht, wo die Tsetse nicht vorkommt, endete schließlich damit, daß eine Seuche die stattliche Herde Rinder hinwegraffte. Die angelegten Straßen verwilderten mit der Zeit wieder und wurden erst 20 Jahre später, nachdem die Küste 1874 zur englischen Kolonie erhoben worden war, von der Kolonialregierung wieder in Stand gesetzt und erweitert.

Mehr Erfolg errang die Mission auf dem Gebiet der Agrikultur, des Plantagenbaus, dem sie Jahrzehnte lang ihre Aufmerksamkeit schenkte. Den Anfang damit machte man mit Hilfe einer kleinen Schar westindischer Negerchristen, die 1843 zur Neubegründung der im Jahr 1839 abgebrochenen Mission auf dem

Akwapemgebirge bei Akropong angesiedelt wurden. Von früherher mit der Pflanzerarbeit unter ähnlichen Klima- und Bodenverhältnissen vertraut, waren sie von vornherein darauf angewiesen, sich ihre Existenz in der neuen Heimat durch Plantagenbau zu sichern. Es wurden auch von ihnen verschiedene Nutz- und Nährpflanzen eingeführt, Kaffee- und Tabakpflanzungen angelegt, Kakao, Pfeilwurz u. a. kultiviert. Durch sie wurden auch allerhand Fruchtbäume, wie Orangen- und Mangobäume im Lande heimisch. Indes zwei Umstände ließen die Kulturarbeit dieser westindischen Christen nicht recht zur Blüte kommen: es fehlte ihnen — wie überhaupt dem Neger — an Ausdauer und Unternehmungsgeist, an der Lust zu mühevoller Feldarbeit, zu der sie sich als leidlich zivilisierte Westindier und zur Mission gehörig nicht berufen glaubten. Es wirkte da offenbar noch die Ansicht aus der Zeit der Sklaverei mit, daß jede harte Arbeit entehrend und Sache von Sklaven sei. Zum andern hinderte die damalige Unsicherheit des Eigentums das Gedeihen der Landwirtschaft. Die Missionare erkannten, daß in einem solchen Erdstrich die Kulturarbeit zuerst vom Europäer in die Hand genommen werden müsse, bis man mit der Tatsache des Erfolgs vor den Eingeborenen treten und von ihm Nachahmung erwarten könne.

So ging man denn selbst daran, indem anfangs ein Bauhandwerker nebenher den Plantagenbau in Akropong betrieb. Späterhin, im Jahre 1857, erhielt die Station einen Landwirt, dem die ausschließliche Aufgabe oblag, die Landwirtschaft rationell zu betreiben. Zugleich wurde eine Anstalt errichtet, worin Jünglinge zu Handwerkern und Pflanzern erzogen werden sollten. Zwei Jahre später wies dieselbe 12 Zöglinge auf. Die Mission hatte dabei nicht den Selbstzweck im Auge, denn die Kosten des Unternehmens überwogen vorerst die Einnahmen bei weitem — sondern man bezweckte vor allem die Erschließung der Erwerbsquellen und die Angewöhnung des Volks, vor allem der Christen, an eine geordnete und fleißige Berufsarbeit, die dort besonders auf den Landbau hinwies.

Man suchte vorerst die Natur des Bodens, seine Ertragfähigkeit und sein Verhältnis zu ausländischen Kulturpflanzen zu erkunden. So pflanzte man z. B. außer den einheimischen Nährpflanzen nicht weniger als 24 Sorten von Getreide und Hülsefrüchten. Von

diesen gingen 12 auf, aber nur 7 Arten, meist Hülsenfrüchte, kamen fort und gediehen. Auch fand sich, daß alle Kohl- und Gemüsearten den Anbau trefflich lohnten. Von Baumsorten wurden gepflanzt: Mango-, Orangen-, Zitronen-, Feigen-, Pflaumen-, Aepfel-, Birn- und Teakbäume, der Oelbaum, die Fächer- und Kokospalme, ja selbst eine Tanne, die aber nicht gedieh; an Staudengewächsen: die Baumwollen- und Gummiarabicumstaude, die beide sehr gut fortkamen. Ebenso kultivierte man Reis, Tabak und Kakao und machte einen kleinen Versuch mit der Weinrebe. Ganz besonders aber warf man sich auf den Anbau von Kaffee, wovon im Jahr 1857 13 Zentner erzielt wurden. 1858 zählte die Plantage nicht weniger als 5000 fruchttragende und 3000 junge Bäumchen. Eine prächtige Orangen- und Mangoallee führte durch das Stationsanwesen.

Der Plantagenbau in Akropong wurde unter den erschwerendsten Verhältnissen bis zum Jahr 1878 von der Mission betrieben. Ein europäischer Oekonom löste den andern in der heißen Arbeit ab, sodaß von 1857—1878 nicht weniger als sechs derselben vorstanden. Zwei erlagen dem Klima, die andern traten nach längerer oder kürzerer Zeit mit gebrochener Gesundheit oder entmutigt vom Schauplatz ab. Als der letzte 1878 dem Klimafieber erlag, glaubte man den Zeitpunkt gekommen, die Plantagenwirtschaft in die Hände der christlichen Eingeborenen übergeben zu dürfen. Es geschah dies in der Weise, daß man die Kaffeepflanzungen an sie verpachtete und die Pachtgelder in die Kirchenkasse fließen ließ. Zugleich wurden solche auch an die Anstalten der Station verpachtet, deren Schüler unter Aufsicht ihres Vorstehers bis heute den Landbau betreiben und dadurch alljährlich einen hübschen Ertrag zur Unterhaltung der Anstalten herausschlagen. Nur ist an Stelle des Kaffeebaus jetzt eine bedeutende Kakaokultur getreten.

Während so die Station Akropong das ökonomische Zentrum der Mission während mehrerer Jahrzehnte war, unterließ man nicht, auf den andern Stationen des Inlands nebenher im kleineren Stil zu pflanzen, je nachdem der betreffende Missionar Lust und Geschick dazu besaß. Der eine derselben, Simon Süß, glaubte sogar, auf diesem Wege unabhängig von den finanziellen Mitteln der Missionsgesellschaft seiner Aufgabe als Missionar leben zu

können. Einzig und allein ließ er sich in Gyadam, im nördlichen Akem, ca. 30 Stunden von der Küste entfernt, nieder und trieb dort Missions- und Kulturarbeit. Mit eigener Hand fällte er Bäume, rodete den von mächtigen Wurzeln durchsetzten Boden um, pflanzte Tabak, Futtergräser und europäische Getreide- und Gemüsesorten, spaltete Bäume und machte Zäune, legte Jam- und Pisangplantagen an, strich Backsteine, baute Häuser, trieb Schaf- und Schweinezucht und erwarb sich durch Ackerbau und etwas Tauschhandel den nötigsten Lebensunterhalt. Er trieb es freilich nicht auf die Länge; er verzog später an den Voltafluß, um an dieser ins Innere führenden Verkehrsstraße missionierend und kultivierend zu wirken, bis er nach Europa zurückkehrte und dann nach Amerika übersiedelte. Seine Missionsmethode hat keine Nachahmung gefunden, weil ihr der bleibende Erfolg fehlte, aber sie regte zu neuen Ideen an und war zugleich die Aeußerung allseitig empfundener Bedürfnisse für ein kulturloses Land und dessen Bewohner.

Ein weniger praktisch, als ideal angelegter Vertreter des Gedankens einer Kulturmission war der in Abokobi stationierte Missionar Joh. Zimmermann, dessen Stellung zur kolonisatorischen und wirtschaftlichen Frage im Zusammenhang mit der Christianisierung Westafrikas hier erwähnt werden muß. Aus dem pietistischen Bauernstande Württembergs hervorgegangen, bewahrte er demselben auch als Missionar und Sprachgelehrter seine ganz besondere Vorliebe und betonte, daß auf dem Ackerbau der spezielle Segen Gottes ruhe und daß derselbe die unzerstörbare äußere Grundlage bilde, auf der sich Gesittung und Bildung, Wohlfahrt und Ordnung für die Völker aufbaue. Höchst ideal angelegt, übertrug er alle seine Ideale auf das ihm zur zweiten Heimat gewordene Afrika. In ihm ersah er die Welt der Zukunft, der großartigsten Entwicklung, wie er denn auch den Ausgangspunkt, die Wiege des Menschengeschlechts, das Paradies, dort suchte. Afrika, bisher ausgebeutet und mit Füßen getreten, sollte wieder zu Ehren kommen, seine Schätze sollten gehoben und verwertet werden. Wie Aegypten und Nordafrika vor uralters sollte es eine hervorragende Stellung in der Völkergeschichte einnehmen und in den letzten Zeiten des Antichrists den Zufluchtsort in der Wüste bilden. In den weiten, fruchtbaren Gebieten des tropischen Afrikas sollten zu-

gleich die sozialen Fragen Europas — speziell Deutschlands — gelöst werden und zwar durch Einwanderung der überschüssigen, mittellosen, gedrückten und um die Existenz ringenden Volkselemente der europäischen Kulturländer. Die Verwirklichung dieser weitgehenden Pläne erhoffte er von der aufstrebenden Macht seines deutschen Vaterlandes. Er hat es leider nicht mehr erlebt, daß Deutschland im westlichen und östlichen Afrika Kolonialbesitz erwarb, aber schon lange zuvor warb er für diesen Gedanken in Wort und Lied und sagte es mit prophetischem Blick voraus, wobei er freilich mit seinen Ideen meist allein dastand und als Idealist belächelt wurde.

Bei seinem Tode 1876 hinterließ er ein interessantes Schriftstück, das als sein letztes Wort an sein deutsches Vaterland im Miss.-Mag. 1877 veröffentlicht worden ist, worin er das umfangreichste Missionsprogramm für Deutschlands Volk aufstellt und das zugleich ein Mahnruf an dasselbe sein soll, seiner Weltmission in Afrika eingedenk zu sein. Ausgehend von dem göttlichen Urmissionsbefehl: „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet sie euch untertan und herrschet über sie", weist er an Hand der Geschichte nach, wie gerade der Deutsche — im Gegensatz zum stolzen, spröden Inselvolk der Engländer — als geborner Kosmopolit und Binnenbewohner mit besondern Gaben der Akkommodationsfähigkeit ausgerüstet, in providentieller Weise mit seiner Weltmission auf Afrika hingewiesen sei. Dieses brauche vor allem mehr Menschen, und die dort wohnende, noch ganz von der rohen Natur, dem Heidentum und Islam beherrschte Menschheit bedürfe des Anstoßes und des Sauerteigs der christlichen Kultur, der Beeinflussung durch leitende Persönlichkeiten und der Erschließung durch ein auf Landverbindungen, Ackerbau und Gewerbe gerichtetes Binnenvolk, wie es die Deutschen seien. Anderseits biete aber auch Afrika den Deutschen, was ihnen fehle, nämlich: Raum zur Ausdehnung und einen empfänglichen Gegenstand für ihren Missionsberuf.

Diese Weltmission der Deutschen denkt sich Zimmermann allerdings zunächst als Pflanzung des Christentums unter den heidnischen Völkern Afrikas, aber sein Programm geht doch darüber hinaus und schließt die Entfaltung einer deutschen Kolonial- und Kulturmacht ein. Wie er sich dabei das wechselseitige Verhält-

nis der beiden denkt, geht aus folgender Aeußerung hervor: „Die eigentliche Mission", sagt er, „sollte zunächst nur mit dem Evangelium in ein Land eindringen, Stationen, Schulen, Gemeinden gründen. Ist aber der Zugang einmal gewonnen und der Grund gelegt, so wird sich bei unzivilisierten Tropenvölkern gar bald das Bedürfnis herausstellen, frische christliche Arbeitskräfte, Pflanzer, Handwerker, Kaufleute und für diese wieder eine christliche Obrigkeit, Zucht und Schutz zu haben. Um dies zu erlangen, sollte die Mission sobald als möglich an ihr Volk, an ihre Heimatregierung sich wenden, um diesen Teil der Volkswiedergeburt den eigentlichen Missionaren abzunehmen. Eine derartige Kolonisation würde einerseits der Mission freie Hand schaffen für ihren geistlichen Beruf und dafür anderseits an den Missionaren und ihren Gemeinden eine Stütze finden, die sie in den meisten Auswanderungsländern entbehrt."

In Bezug auf die Bedenken aber, die man hinsichtlich des ungesunden Klimas im tropischen Westafrika hegen könnte, meint er: „Nicht das Klima, sondern die Unkultur, die Unreinigkeit und Unreinlichkeit des Heidentums, die Sünde, die Entvölkerung und Knechtung der Tropenländer und Völker unter die wilde Natur, die Trägheit, sie zu beherrschen und ihre Schätze zu heben, macht die üppige Gesundheits- und Segensfülle des Tropenklimas zu einer Pest- und Todesquelle. Die Bäche werden zu Sümpfen, die Wohnungen der Menschen zu Kloaken, die Wälder zu riesigen Pflanzengräbern, wo eine Generation der herrlichsten Nutzbäume auf der andern verfault. Und dieser äußern Verwilderung entspricht die innere Versunkenheit der Menschen, die gleichfalls zu Tod und Verderben führt. Dagegen bevölkere man eine Tropengegend mit einer genügenden Anzahl fleißiger, gesitteter, christlicher Menschen — und sie werden einen Garten Gottes aus ihr machen."

Darin liegt viel Wahres, aber die faktische Unmöglichkeit einer Ansiedlung von deutschen Kolonisten im ungesunden tropischen Westafrika ist damit nicht widerlegt. Zimmermann war jedoch davon überzeugt und ging darin so weit, diesen seinen Lieblingsgedanken praktisch auszuführen.

Gelegenheit hiezu bot sich im Jahr 1854. Im September jenes Jahres wurde die Küstenstadt Christiansborg, wo damals Zimmermann stationiert war, von den Engländern beschossen und

eingeäschert. Infolge dessen flüchtete die Stadtbevölkerung landeinwärts und ließ sich hier auf ihren Plantagen nieder, worauf Zimmermann und sein Kollege Steinhauser Christiansborg verließen und ihr ins sogenannte Buschland nachzogen. Hier, vier Stunden von der Küste entfernt, besaß die Mission schon seit Jahren ein Stück Land, auf dem sich nun die beiden häuslich niederließen. Zwar befand sich an Ort und Stelle noch keine Ansiedlung, aber es war wegen seiner zentralen Lage inmitten zahlreicher Negerdörfer für die Missionsarbeit günstig gelegen. Die Ansiedlung der Missionsfamilie wurde in größter Eile und in einfachster Weise bewerkstelligt. Zugleich suchte man die zersprengten Christen der Küste auf dem Missionslande zu sammeln, einesteils um sie vor den übeln Folgen der Zerstreuung zu bewahren und anderseits, um durch ihre feste Ansiedlung einen selbstständigen Bauernstand auf dem bisher brachliegenden Missionsgut zu gewinnen. Auf diese Weise sollten die Ländereien verwertet und den Christen durch den Ackerbau zu einem selbständigen Durchkommen verholfen werden. Ueberdies konnte diese Kolonie von christlichen Negerbauern unter Zucht und Leitung genommen werden und sie sollte zugleich den Typus eines afrikanischen Christendorfes darstellen. Als Entschädigung für die Nutznießung des Missionslandes wollte Zimmermann das alttestamentliche und altdeutsche Feudalsystem des Zehnten eingeführt wissen. Die damalige Wertlosigkeit der Ländereien aber, sowie der spätere Wechsel im Personal der Missionare ließ es schließlich bei der weniger umständlichen Entrichtung eines kleinen Pachtzinses bewenden. Der entstehende Ort wurde unter dem Namen Abokobi zur Missionsstation erhoben.

Zimmermann genügte die Ansiedlung einiger weniger Negerbauern nicht. Angesichts der weiten unbebauten, ertragreichen Ländereien glaubte er wenigstens im kleinen seine Ideen der Kolonisation ins Werk setzen zu können. Nicht, daß er den Strom der Einwanderung in seiner ganzen und vollen Breite und Tiefe in sein Gebiet lenken wollte, sein Wunsch ging vorderhand nur dahin, eine kleine Anzahl junger Leute von christlicher Gesinnung aus dem heimatlichen Bauern- und Handwerkerstande in seiner Nähe anzusiedeln. Diese sollten durch ihr Vorbild, durch christliches Familienleben, durch ihre Kulturarbeit auf eigene Kosten

die geistliche Tätigkeit der Missionare unter der heidnischen und christlichen Negerbevölkerung unterstützen und das Volksleben heben. Dabei setzte er voraus, daß die Ansiedler die von ihnen besetzte afrikanische Scholle als ihre bleibende Heimat anzusehen hätten. Zugleich wünschte er, daß sich neben der Landwirtschaft ein kleiner Detailhandel entwickle, sowie verschiedene Gewerbe: wie das Schreiner-, Wagner-, Zimmer-, Schmiede-, Sattler-, Schlosser-, Schuhmacher-, Schneider- und Weberhandwerk, sowie die Tabak- und Zigarrenfabrikation, Holzsägerei und Oelbereitung. Zu allen diesen Gewerben, wies er nach, fänden sich die Grundlagen schon vor; der Europäer hätte nicht von vorne anzufangen, sondern nur zu verbessern und zu heben, hätte nicht selbst zu arbeiten, sondern zu leiten. Eisen und Bauholz, Baumwolle und andere Stoffe für die Weberei und Seilerei, Häute zu Lederarbeiten und Rohstoffe für Zucker, Seife, Lichter und Oel seien in Menge vorhanden. So erhoffte er von europäischen Ansiedlern eine allseitige Vervollkommnung des Landbaus und der in den Anfängen bestehenden Gewerbe, Verwertung des Landes und der Arbeitskräfte, einen erhöhten Export, christliche Einwirkung und allgemeine soziale Hebung des Volkslebens.

Das Missionskomitee wollte und konnte aber zu solchen gewagten Unternehmungen nicht die Hand bieten, trat jedoch Zimmermanns Plänen, wie er sie von sich aus ins Werk setzen wollte, nicht entgegen. Dieser erwarb zunächst aus seinen Privatmitteln in der Nähe der Station Abokobi ein großes Areal von ca. 100 Morgen um 250 Gulden und warb dann unter der Hand um einige junge Bauern von christlicher Gesinnung in seiner schwäbischen Heimat, die sich denn auch fanden. Zugleich gewann er seinen Kollegen Steinhauser für das Projekt, der seinerseits seine Familie im Badischen zu bestimmen wußte, sich auf der Goldküste ein neues Heim zu gründen. Die Sache war bereits eingeleitet, die erforderlichen Gebäulichkeiten in Abokobi schon in Angriff genommen und nahezu vollendet, alles geordnet und vorgesehen, als im letzten Augenblick, ehe die Auswanderung der Betreffenden zur Ausführung kam, das Klima den tüchtigen und energischen Steinhauser wie im Sturm hinwegraffte. Das genügte, um den ganzen Plan zu vereiteln. Das Missionskomitee sah sich nun veranlaßt, angesichts der ungesunden klimatischen Verhältnisse von einer An-

siedlung europäischer Kolonisten dringend abzumahnen, und so unterblieb dieselbe. Das Fehlschlagen dieses von Zimmermann so warm und nachhaltig vertretenen Projekts war eine der vielen Enttäuschungen, wie sie Afrika seinen begeistertsten Verehrern schon vielfach bereitet hat, und Zimmermann nicht am wenigsten hat manche seiner Ideale zu Grabe tragen sehen. Bald darauf führten die Umstände Zimmermanns Versetzung in ein anderes Gebiet herbei und so war er selbst dem Schauplatz seiner Kolonisationsprobleme für immer entrückt.

Immerhin wurden auf der Station Abokobi neben der eigentlichen Missionsarbeit mancherlei Versuche in der Oekonomie angestellt. Man pflanzte Kaffee, Pfeilwurz, Baumwolle u. a., versuchte es mit der Viehzucht und wußte auch die Christen dafür zu interessieren. Auch wurde, da jene Gegend sehr wasserarm ist, mit großer Ausdauer und vielen Kosten ein 110 Fuß tiefer Brunnenschacht gegraben, der viele Jahre hindurch der Station das nötige Wasser geliefert hat, bis ein Erdbeben im Jahr 1872 die Quelle plötzlich versiegen ließ. Artesische Brunnen, die man an der wasserarmen Küste bohrte, ergaben leider nur salziges Wasser. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, mittelst eines Tiefbohrers, den man von Nürnberg bezog, in der Nähe der Station Abokobi in einer Tiefe von über 30 Metern gesundes Quellwasser zu Tage zu fördern. Ein Pumpwerk versieht nun die ganze Ortschaft mit dem unentbehrlichen Wasser. Die Oekonomie in und um Abokobi ging nach kurzem Bestande ein, als das Klima den damit betrauten Laienbruder hinwegraffte.

Die jahrelangen Bemühungen der Basler Mission auf diesem Gebiet wären es wert gewesen, daß sie größere und nachhaltigere Resultate in der Agrikultur erzielt hätte — auf dem des Gewerbes ist es ja der Fall gewesen — aber der Kampf gegen die eigenartigen Verhältnisse haben vielfach genötigt, die Segel zu streichen, ohne daß man gerade von der absoluten Unmöglichkeit der Ausführung überzeugt gewesen wäre. Es wird deshalb nicht unangebracht sein, in Kürze die Momente klarzulegen, warum die ökonomischen Unternehmungen keinen bessern Erfolg hatten.

Vor allem muß konstatiert werden, daß dieselben doch nicht ganz ohne Einfluß auf die Eingeborenen geblieben sind. Manche der Christen lernten dadurch den Landbau wertschätzen und fingen

mit den Jahren an, sich des Kaffeebaus zu befleißigen. Besonders als der Palmölhandel herunterging und die Gewinnung des Kautschuks sich verminderte, da richtete sich die Aufmerksamkeit vieler Eingeborenen, sonderlich der Christen, auf den Kaffee- und Kakaobau, und was die Mission vor Jahren in dieser Richtung anstrebte, das reift jetzt als Spätlingsfrucht heran. Ja der Kakaobau hat in den letzten Jahren einen solchen Umfang auf der Goldküste angenommen, daß sich die ganze Bevölkerung strichweise mit aller Macht darauf geworfen hat, sodaß fast jede andere Beschäftigung hinter dieser Kultur zurücktreten muß. Betrug doch die Ausfuhr von Kakao im Jahr 1902 nicht weniger als 5 400 000 Pfund, im Werte von 1 900 000 Mark, wogegen sich die Ausfuhr im Jahre 1891 nur auf 80 Pfund, im Werte von 80 Mark belief.

Worin lagen aber die Schwierigkeiten? 1. war es die allgemeine wirtschaftliche Lage, die wir hier nur kurz andeuten wollen. Der natürliche Reichtum der westafrikanischen Gebiete zwingt die Bewohner nicht zur Anspannung aller Kräfte und Anwendung aller Mittel, um dem Boden die möglichst höchsten Erträge abzuringen und fremdländischen Kulturpflanzen mit Beobachtung aller Erfordernisse eine Heimat zu bereiten. Man konnte beim Neger nicht auf Nachahmung rechnen, so lange ihm das üppige Treibhaus der Natur bei wenig Mühe und Fleiß die Fülle der einheimischen Produkte in den Schoß fallen ließ und ihm den nötigsten Lebensunterhalt gewährte. Dazu trat als hindernder Umstand:

2. Die Arbeiterfrage. Der Europäer konnte sich an den landwirtschaftlichen Unternehmungen natürlich nur als Leiter beteiligen. Für die Arbeit selbst war man auf die Eingeborenen angewiesen. Zu dieser waren dieselben aber bei ihrer Bedürfnislosigkeit und den patriarchalischen Volks- und Landesverhältnissen in keiner Weise genötigt. Selbst hohe Löhne waren nicht im Stande, sie an eine anhaltende Arbeit zu fesseln, zumal wenn es im Dienst eines Europäers geschehen sollte. Jedes Stadtpalaver oder Familienereignis, ja die geringste Indisposition — und diese ist beim Neger fast immer vorhanden — genügten, um den Pflanzer im Stich zu lassen. Ueberdies galt die regelrechte Arbeit im Dienst eines andern damals als etwas, das nur dem Sklaven zukomme. Solchen Mißständen gegenüber war der Oekonom geradezu machtlos

und es darf nicht Wunder nehmen, wenn einer der Ökonomiebrüder dem Komitee erklärte, er könnte den Plantagenbau nur mit Hilfe von Sklaven weiterführen. Davon konnte aber natürlich keine Rede sein, so wenig als von Einführung fremder Kulis.

3. Ein weiterer Grund des geringen Erfolges lag für die Basler Missionsökonomie im Mangel an größeren Kapitalien, die sie notwendig für die Sache hätte aufwenden müssen. Diese standen ihr aber nicht zu Gebote. Zudem war es nicht ihre Aufgabe, alle Kräfte und Mittel in den Dienst der Kulturarbeit zu stellen, die ja nur in der Peripherie, nicht aber im Zentrum ihres Wirkungskreises lag. Sie tat, was sie konnte, indem sie den Eingeborenen, sonderlich den Christen, die Ziele, Mittel und Wege auf diesem Gebiete angab. Insofern hat sie auch ihre Aufgabe gelöst. Das Problem in größerem Maßstab aufzunehmen und durchzuführen ist Sache der Kolonialregierung oder großer Plantagengesellschaften, wie sie derzeit in Kamerun bestehen. Solchen ist es auch eher möglich, für den nötigen Absatz zu sorgen und dadurch größere Kulturanlagen rentabel zu machen.

4. Schließlich ist noch das ungesunde Klima zu nennen, dem die Leiter des Unternehmens teils erlagen oder gesundheitshalber weichen mußten. Es liegt auf der Hand, daß der häufige Wechsel im Personal, zeitweilige Unterbrechung der Arbeit bei fehlendem augenblicklichen Ersatz die nachteiligsten Folgen nach sich ziehen mußte. Mit Krankheit und Tod aber muß man im dortigen Himmelsstrich rechnen, wie mit Ebbe und Flut.

Im kleineren Stil, und weniger um die Neger in einem Gewerbe technisch auszubilden, als vielmehr aus erzieherischen Gründen sind von jeher verschiedene Industriezweige und Plantagenbau in den zahlreichen Schulen und Erziehungsanstalten der Basler Mission betrieben worden.

Schon aus sanitären Gründen wurde von Anfang an darauf gesehen, daß die Schüler aller Unterrichtsstufen mit entsprechender Handarbeit beschäftigt wurden. Aber dieselbe erstreckte sich meist nur auf Hilfeleistungen bei den Bauten und Reparaturen der Anstaltsgebäude, auf Herstellung und Instandhaltung von Wegen und Plätzen, auf Anlegung von kleinen Pflanzungen für den Unterhalt der Schüler u. a. m. Seit jedoch das gesamte Schulwesen der Aufsicht der englischen Kolonialregierung unterstellt ist und

diese die Leistungen der Schulen auf dem gewerblichen und landwirtschaftlichen Gebiet mit allem Nachdruck betont und honoriert, hat die Basler Mission Handarbeitsunterricht und Plantagenbau nicht nur in allen ihren Elementarschulen bis hinauf zum sechsten Schuljahr als obligatorisches Fach eingeführt, sondern auch für die höheren Zentralschulen des siebenten und achten Schuljahres, sowie für die beiden Katechisten- und Lehrerseminarien industriellen und technischen Unterricht ihren Lehrfächern angefügt. Demzufolge befaßt man sich in einigen Schulen mit Flechten von Matten, Körben und Kappen. Auch wird in einzelnen Anstalten etwas Zimmer- und Schreinerarbeit, Holzschnitzerei und Buchbinderei betrieben. In letzterem Fach wurde den Arbeiten der Schüler an der jährlichen Ausstellung von der Regierung jedesmal der erste Preis zuerkannt. Nebenher wird auch bis zu einem gewissen Grade Maurerarbeit verrichtet, d. h. Pflästerung von Wasserrinnen, Aufsetzen von Lehmmauern, Formen von Backsteinen, Weißeln, Steinebrechen und anderes ausgeführt.

Noch bedeutender sind die Leistungen der Schüler auf dem Gebiet der Landwirtschaft, je nachdem die Boden- und Regenverhältnisse der Station eine solche zulassen. Auf den Pflanzungen der Stationsländereien werden von ihnen unter Anleitung und Aufsicht der Lehrer besonders Kaffee und Kakao kultiviert, wozu in den letzten Jahren noch verschiedene andere Pflanzen eingeführt worden sind, wie z. B. Kautschuk, Kolanuß und Sisalhanf. In der Knabenanstalt Christiansborg, wo die Küstenverhältnisse nur den Anbau von Kassava (Maniok) zulassen, ist die Stärkebereitung aus der von ihr gewonnenen Kassavawurzel zu einem besonderen Industriezweig geworden, der in systematischer Weise betrieben wird mittelst einfacher Maschinen, die in der Basler Missionswerkstätte konstruiert wurden. Ihren Absatz findet diese annehmbare Stärke unter der eingeborenen Bevölkerung.

Ist auch der Betrieb dieser Landwirtschaft weder ein rationeller noch sehr umfangreicher, insofern er nur neben dem Schulunterricht hergehen kann und nicht zur Hauptsache werden darf, so ist doch sein guter Einfluß nicht zu unterschätzen. Denn ganz abgesehen von dem sanatorischen und erzieherischen Werte für die Schüler selbst, dient derselbe den Eingeborenen zum Vorbild und zur Nacheiferung. Die Schulplantagen sind gewissermaßen für die

Landesbevölkerung die Musterpflanzungen, an denen sie die Art und Weise eines regelrechten Landbaus lernen können. Ohne Zweifel hat das Beispiel, das die Basler Mission mit ihrer Schulplantage zu Akropong gegeben hat, seiner Zeit die Bevölkerung der Provinz Akwapem veranlaßt, in großer Ausdehnung Kaffee zu pflanzen. Erst als der Kaffeewurm die Bäume schädigte und die Preise des Kaffees allzu sehr heruntergingen, gaben die Eingeborenen den Kaffeebau auf und wandten sich der Kultur des Kakao zu, der nun im größten Umfang betrieben wird und der Bevölkerung große Summen einbringt.

Der industrielle Unterricht erstreckt sich aber nicht bloß auf die männliche Schuljugend, sondern auch auf die Mädchen, soweit der Mission Gelegenheit geboten ist, das weibliche Geschlecht unter ihren erzieherischen Einfluß zu bekommen; denn die Mission ist sich wohl bewußt, wie wichtig es ist, die geistig und sozial tiefstehende Frauenwelt Westafrikas in Erziehung zu nehmen, sie ihrem Stumpfsinn zu entreißen, ihre geistigen Kräfte zu wecken und sie einem menschenwürdigen Dasein entgegenzuführen. Diese Aufgabe erfordert aber nicht nur eine intellektuelle Ausbildung der Mädchen, sondern auch zugleich eine für ihren Lebensberuf berechnete praktische Anleitung, damit sie dereinst den Anforderungen tüchtiger Frauen und Mütter entsprechen. Zu diesem Behuf, und weil viele von ihnen später als Frauen von Lehrern, Katechisten und bessergestellten Gliedern der Basler Missionsgemeinden heimgeführt werden, ist in allen von der Mission geleiteten Mädchenschulen und Erziehungsanstalten dem industriellen Unterricht ein bedeutender Teil der Zeit eingeräumt. Derselbe besteht in einer systematischen Anleitung in den verschiedenen Arten von weiblichen Handarbeiten, vom Zusammensetzen kleiner Musterflecken an bis zum Zuschneiden und Fertigmachen von Hemden, Frauenröcken, Kissenbezüge, Kinderkleidchen, Lätzchen, Socken, Strümpfe und verschiedener Spitzenmuster. Diese Handarbeiten haben bis jetzt bei den jährlichen Visitationen des englischen Regierungs-Schulinspektors jedesmal die höchste Anerkennung gefunden.

Im Anschluß an diesen Unterrichtszweig wird den Mädchen in den Erziehungsanstalten auch eigentlicher Haushaltungsunterricht erteilt, wobei man indes, um die Mädchen nicht über ihre Verhältnisse hinaus zu verbilden, nur die notwendigsten und

einfachsten Erfordernisse ihrer Lebenssphäre berücksichtigt. Es ist deshalb dieser Unterricht, der von einer europäischen Vorsteherin geleitet wird, nur eine verbesserte Form von dem, was die Eingeborenen im gewöhnlichen Leben bedürfen. Im Blick darauf werden sie zur Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung, sowie zu einem praktischen Sinn im häuslichen Leben erzogen. Man lehrt sie Waschen, Stärken, Glätten, Flicken, Stopfen und Fegen — alles Fertigkeiten, die dem heidnischen Negerweibe meist unbekannte Dinge sind. Die Mädchen kochen ihre Speisen selber und manche von ihnen werden sogar in der europäischen Kochkunst einfachster Art unterwiesen.

Eine ähnliche praktische Ausbildung erhalten ältere Mädchen außerhalb der Anstalten durch die Missionsfrauen, in deren Dienst solche stehen. Ja durch sie findet dieselbe erst recht ihre eigentliche Ausgestaltung, wodurch ein Negermädchen in den Stand gesetzt wird, ihren Beruf als Frau und Mutter zu erfüllen.

Als ein Kulturmittel mehr geistiger Art dient der Basler Mission die Buchhandlung, die sie seit einigen Jahren am Küsten- und Handelsplatz Akra errichtet hat und die von einem europäischen Buchhändler und seinem eingeborenen, sprachkundigen Gehilfen bedient wird. Sie hat sich aus sehr bescheidenen Anfängen zu ihrem jetzigen Bestande entwickelt und war ursprünglich nur ein kleines Privatunternehmen, wodurch die Stationen mit Bibeln und Schulbüchern und dem nötigsten Schreibmaterial versehen wurden. Heute dient die Buchhandlung der gesamten Bevölkerung, soweit dieselbe des Lesens kundig ist. Sie unterhält ein großes Lager von englischen, deutschen und afrikanischen Erbauungs-, Erzählungs- und Schulbüchern, auch Schreibmaterialien aller Art. Wie mannigfach die Ansprüche sind, denen die Buchhandlung gerecht werden sollte, ergibt sich aus der Tatsache, daß in Akra, einer Stadt von ca. 20 000 Einwohnern, nach der Feststellung eines deutschen Sprachforschers nicht weniger als 70 afrikanische Sprachen und Mundarten gesprochen werden. Dabei setzt sich die Bevölkerung zusammen aus Heiden, Mohammedanern und Christen. Von den mohammedanischen Hausa, die der Handel aus dem Sudan nach der Westküste führt, mögen sich etwa 5000 ständig in Akra aufhalten. Sie sind die häufigsten Besucher des Buchladens, indem sie Nachfrage nach ihrem Religionsbuch, dem Koran

halten. Statt seiner aber bietet man ihnen Bibeln und Bibelteile in der Hausasprache an, die mit arabischen Schriftzeichen gedruckt sind und häufig gekauft werden. Besonders stark ist der Absatz von Bibeln, Gesangbüchern und Erbauungsschriften, die ihren Weg unter die einheimische christliche Bevölkerung finden. Aber auch farbige Bilder — Oel- und Aquarelldrucke — sind beliebte und gangbare Artikel, mit denen der Neger gern sein bescheidenes Heim schmückt. Die Bilder stellen Szenen aus dem Alten und Neuen Testament dar, Landschaftsszenen und Porträts historischer oder hochgestellter Persönlichkeiten, sowie naturgeschichtliche Gegenstände. An bestimmten Tagen der Woche aber werden ganze Lasten von Büchern und Schreibmaterial für die Schulen und Gemeinden der einzelnen Stationen auf dem Kopf der Neger ins Innere des Landes spediert, wo auf jeder Station der Absatz der Bücherware im kleinen vor sich geht. So gleicht die Missionsbuchhandlung in Akra einem Bächlein, das frisches Quellwasser ins dürre Land hineinfließen läßt, und sie zählt mit Recht zu den wirksamen Kulturmitteln, deren sich die Mission in ihrer Arbeit unter den Völkerstämmen der Goldküste bedient.

Unsere Skizze von der Kulturarbeit der Basler Mission an der Goldküste wäre keine vollständige, würden wir nicht noch mit einem kurzen Wort des Handels Erwähnung tun, den die Mission dort treibt.

Auch er ist aus den Bedürfnissen der Mission herausgewachsen und verdankt seine Entstehung nicht etwa der Spekulation auf Gewinn. Die Verproviantierung der Missionsstationen im Innern, die Spedition der Güter, der Bezug der Waren aus Europa, der in Afrika nicht zu vermeidende Tauschhandel, die Unterhaltung einer Postverbindung zwischen den einzelnen Stationen mit der Küste u. a. m., wofür kaufmännische Kräfte notwendig wurden und wodurch die zuerst mit diesen Geschäften betrauten Missionare entlastet werden mußten — alles das rief mit dem wachsenden Werke seit Ende der 50er Jahre diesen Geschäftszweig ins Dasein.

Dazu kam noch ein sittlicher Grund. Die Mission wollte dem an der Küste schwunghaft betriebenen Umsatz von Schnaps, Munition und Waffen einen nach christlichen Grundsätzen betriebenen Handel gegenüberstellen und durch ihre kaufmännischen Angestellten den Eingeborenen und Europäern den Tatbeweis liefern, daß der

europäische Handel nicht mit Notwendigkeit von entsittlichendem Einfluß auf die afrikanischen Gebiete sein müsse. — An diesem Prinzip ist denn auch von Anfang an bis auf den heutigen Tag festgehalten worden und erst in letzter Instanz kommt der materielle Gewinn, den dieser geschäftliche Zweig unter Gottes Segen abwirft, der Missionskasse und damit dem Missionsbetrieb zugute. Daß aber der Handel mehr Erfolg gehabt hat als die Industrie und besonders die Landwirtschaft, das liegt in den Verhältnissen des Landes, an dessen Küsten wie im Innern der Handel seit alters eine hervorragende Rolle spielt. Vielleicht aber kommt die Zeit, und sie scheint nicht mehr ferne zu sein, da auch das Gewerbe und der Ackerbau bei den Völkern Afrikas zu seinen Ehren kommen wird.

2. In Kamerun.

Hatte sich die Missionsindustrie auf der Goldküste als ein wichtiger Faktor der Kultur erwiesen, so lag es nahe, daß dieser Missionszweig auch in Kamerun, wo die Basler Mission 1886/87 die englischen Baptisten in der Arbeit ablöste, seine Verwendung finden mußte. Ja es ist wohl anzunehmen, daß die Basler Mission in dieser Voraussicht von manchen deutschen Patrioten besonders freudig im deutschen Schutzgebiet begrüßt wurde. Durfte man doch von ihr eine ähnliche kulturelle Tätigkeit erhoffen, wie sie sie bis jetzt seit Jahrzehnten im englischen Gebiete Westafrikas ausgeübt hatte. Eine solche war für Kamerun umso erwünschter, als man in der neuen Kolonie vorderhand nur auf die Handwerker und Arbeiter von der Goldküste angewiesen war.

Die Einführung von Industrie auf dem neuen Arbeitsfelde lag auch ganz im Sinne der Basler Mission und sie sandte deshalb schon im Jahre 1887 zwei Handwerker, einen Schreiner und einen Schmied, dahin ab, die die Errichtung einer Werkstätte in Angriff nehmen sollten. Es war dies umso nötiger, als man im unteren Flußgebiet von Kamerun bloß Fischfang und Handel kannte und im Innern des Landes nur die Gewinnung von Palmöl betrieb. Die Handwerker von der Goldküste aber, die im Dienst der Europäer standen, waren aus Brotneid nicht gesonnen, die Eingeborenen in ihrer Kunst zu unterweisen.

Doch hatte die Mission — wie schon seinerzeit auf der Goldküste durch die Kulturbestrebungen der Dänen — auch in Kamerun ihren Vorläufer auf dem gewerblichen Gebiete. Der von 1845 bis 1876 am Kamerunstrand arbeitende englische Baptistenmissionar Alfred Saker hatte es als seine Lebensaufgabe angesehen, neben seiner geistlichen und literarischen Wirksamkeit die des Gewerbes unkundigen Kamerunneger mit den nötigsten Kenntnissen desselben bekannt zu machen. Er lehrte sie den Gebrauch der Axt, der Säge und des Hobels, leitete sie in der Maurer- und Eisenarbeit an, führte die Küferei ein und lehrte die Leute das Formen und Brennen von Ziegeln. Auch führte er ausländische Sämereien ein, legte Musterpflanzungen an und lehrte die Kameruner einen rationelleren Landbau. Mit großer Mühe zog er eingeborene Setzer und Drucker heran, mit denen er die von ihm ins Duala übersetzte Bibel durch den Druck führte. In der vielseitigsten Weise suchte der praktische und unermüdliche Mann den Kulturzustand des Landes zu heben und vor allem den Eingeborenen durch sein eigenes Beispiel den Segen einer geregelten Arbeit vor die Augen zu führen.

Allein die Anleitung zu allen diesen Arbeiten ging nur von ihm als einer einzelnen Persönlichkeit aus. Die Beschäftigung mit diesen kulturellen Aufgaben konnte von ihm auch nur gelegentlich, wie es Zeit und Umstände ergaben, als Nebenarbeit betrieben werden. Der Unterricht in den verschiedenen Handfertigkeiten war demnach auch kein systematischer, von einer Industriewerkstätte ausgehender. Zudem mußte die gründliche Ausbildung durch das Vielerlei der einzelnen Arbeitszweige leiden. Demzufolge wurde die Kenntnis in dem einen und andern Gewerbe nicht Allgemeingut des ganzen Volksstammes, sondern blieb auf einige wenige Persönlichkeiten beschränkt, die dem eifrigen Missionar nur Helfersdienste in seiner industriellen Tätigkeit leisteten. Kein Wunder, daß mit seinem Abzug von Kamerun im Jahr 1876 alle derartigen Kulturarbeiten aufhörten und die einzelnen Fertigkeiten des Gewerbes zum Teil verloren gingen. Unter den Nachfolgern Sakers fand sich keiner, der Lust und Geschick gehabt hätte, die praktische Tätigkeit ihres Vorgängers fortzusetzen, und so drängte der Handel und das Maklertum, dem die Duala von jeher ergeben waren, jede andere Tätigkeit in den Hintergrund. Man sah sich, soweit

das Handwerk im Lande nicht entbehrt werden konnte, wieder ausschließlich auf die Werkleute von der Goldküste angewiesen, und diese hüteten sich, wie schon gesagt, um des eigenen Interesses willen sorgfältig davor, die Kameruner in ihre Lehre zu nehmen.

Ihrer bediente sich auch die Basler Mission, als sie das Erbe der englischen Baptisten in Kamerun antrat und sich daselbst ansäßig zu machen suchte. Es geschah dies bei den vielerlei Bauten, die der Aus- und Umbau der alten Stationen und die Einrichtung von neuen erforderte. Als dann die zwei ersten für die Industrie bestimmten Handwerker-Missionare von Basel her eintrafen, ging man ungesäumt daran, auf der Hauptstation Bonaku eine gemeinsame Werkstätte für Holz- und Eisenarbeiten einzurichten. Das Schmiedehandwerk fand jedoch anfangs keinen rechten Boden, und es stellte sich auch später, nachdem die deutsche Regierung eine große Maschinenwerkstätte mit Dampfbetrieb errichtet hatte und es darauf anlegte, Eingeborene zu Eisenarbeitern zu erziehen, nicht als ein dringendes Bedürfnis heraus. Der für diese Arbeit in Aussicht genommene Missionar wurde dafür mit Bauarbeiten auf verschiedenen Stationen beschäftigt, wo er reichlich Gelegenheit hatte, die Eingeborenen im Bauhandwerk anzuleiten, besonders in der Maurerarbeit, im Brennen von Backsteinen, im Holzsägen und in der Zimmerei.

Viel günstiger lagen die Verhältnisse für die Schreinerei. Zwar mußte ihr Vorsteher auch bauen, aber dabei fielen ihm hauptsächlich die Zimmer- und Schreinerarbeiten zu. Auch mußten die aufgeführten Bauten mit den nötigen Möbeln versehen werden. Indem er die Eingeborenen in dieser Kunst unterwies, bildete er sich nach und nach eine Anzahl von nicht zu unterschätzenden Arbeitern heran. Die Ausdehnung der Werkstätte erforderte dann im Jahre 1893 einen Umbau, und seitdem dieselbe nach manchem Wechsel einen ständigen Leiter erhalten hat, befindet sie sich in einem erfreulichen Zustande des Gedeihens. Eine gute Kundschaft sichert ihr die Existenz, denn sie liefert aus Hartholz die schönsten und solidesten Möbel. Auch hat die Schreinerei je länger je mehr die Neigung der Kameruner gewonnen. Der Zudrang wurde mit der Zeit so groß, daß die Werkstätte ums doppelte vergrößert werden mußte, und die in ihr ausgebildeten Schreiner treiben nun im ganzen Lande ihr Handwerk. Sie bilden Lehrlinge aus und

tragen somit die Anfänge der Kultur auch ins Innere des Landes hinein. Auf die Anwesenheit geschulter Holzarbeiter aber deuten vielfach die solideren Wohnungen, die da und dort im Lande zu sehen sind, sowie ihre bessere Ausstattung.

Der Einfluß einer gewerblichen Tätigkeit auf Volksstämme, die fast ausschließlich dem Handel und Schacher leben, sich deshalb auch vielfach auf Handelsfahrten befinden und an keine geordnete Arbeit gewöhnt sind, liegt auf der Hand. Durch sie lernen die Eingeborenen erst den Wert der Zeit und ihre Ausnützung kennen. Das Auskaufen der Zeit aber ist auch ein Stück Christentum, das gelernt sein will. Welche Stellung aber manche Kreise der Heimat, die in allem einen Wettbewerb und eine Beeinträchtigung ihrer Interessen erblicken, zu der bescheidenen Kulturarbeit der Basler Mission in Kamerun einnehmen, geht aus der Tatsache hervor, daß vor Jahren eine deutsche Fachzeitung sich unwillig darüber äußerte und die Befürchtung aussprach, es würden dadurch die Interessen der deutschen Industrie geschädigt.

Für die Einführung von Plantagenbau im Kamerungebiet lag, soweit sie die Mission betrifft, keine Veranlassung vor, da sich schon bald nach der deutschen Besitzergreifung mehrere Plantagengesellschaften bildeten, die besonders an den Abhängen des Kamerungebirges ein weites Feld ihrer Tätigkeit fanden. Doch hat es die Basler Mission auch hier versucht, auf einzelnen Stationen kleine Versuche mit der Landwirtschaft anzustellen, so auf der Station Lobetal am unteren Sanaga und in Buea auf dem Kamerungebirge. Aber hier wie dort sind es nur kleine ökonomische Unternehmungen, die nur nebenher betrieben werden. In Lobetal ist es eine Kakaopflanzung, die von der dortigen Schulanstalt unterhalten wird, in Buea ist es das Privatunternehmen des dortigen Seminarvorstehers. Man versuchte es hier zunächst mit der Kaffeekultur, aber der Kaffeewurm ließ die Bäume absterben. Zugleich wurden Versuche mit der Anpflanzung von allerlei europäischen Baumsorten gemacht, allein ohne nennenswerten Erfolg, obschon Buea gegen 1000 Meter über dem Meeresspiegel liegt und starke Niederschläge hat. Besseren Erfolg hatte man mit dem Anbau von Mais, Hirse, Hafer, Klee, Buchweizen, Kartoffeln Bananen und Zuckerrohr. Doch kam man nach all diesen Versuchen, bei denen nicht allein die Ertragsfähigkeit, sondern auch die

Verwendung und Rentabilität in Betracht gezogen werden mußte, zu der Erkenntnis, daß die billigste und nützlichste Verwendung des von der Regierung zur Verfügung gestellten Areals die sei, den größeren Teil des ohnedies nicht sehr fruchtbaren Landes als Weideland zu benützen und nur die besseren Stellen für den Anbau von Pisang, Kartoffeln, Mais, Zuckerrohr u. a. freizulassen. So dienen jetzt etwa acht Hektar als Weideland, das von Schafen, Ziegen, Rindvieh und Maultieren begangen wird. Dagegen wird eine größere Pisangpflanzung von den Schülern der dortigen Knabenanstalt unterhalten. Das Pflanzen von Kartoffeln, Mais und Zuckerrohr (als Kraftfutter für das Milchvieh) geschieht in kleinerem Maßstab von den einzelnen Missionsfamilien je nach ihren Bedürfnissen. Für die Anstellung eines eigenen Landwirts aber, wie dies seinerzeit auf der Goldküste zur Hebung der Landwirtschaft geschah, ist bis jetzt in Kamerun kein Bedürfnis. Immerhin sucht die Mission auf allen ihren Stationen den aus dem trägen, gedankenlosen Heidentum gewonnenen Christen auf dem kulturellen Gebiet mit belehrendem Beispiel voranzugehen. Sie sieht darauf, daß die Christendörfer planmäßig angelegt und sauber gehalten werden. Und wenn man, wie auf der Inlandstation Nyasoso, zu nutz und frommen der Missionsstation und der gesamten Bevölkerung eine Wasserleitung angelegt und laufende Brunnen erstellt hat, so ist das eine technische Leistung, die zugleich einen Fortschritt für die kulturlosen Verhältnisse des Landes bedeutet.

Zum Schluß möchten wir noch auf die Missionshandlung im Küstengebiet von Kamerun hinweisen, die sich gleich der an der Goldküste aus den lokalen Verhältnissen des Missionsbetriebs entwickelt hat. Auch hier ergab die Spedition der Güter und die Verproviantierung der einzelnen Stationen ein nach kaufmännischen Grundsätzen betriebenes Geschäft, das sich bei der Ausdehnung des Missionswerkes im Inland nicht bloß auf ein für die Bedürfnisse der Stationen berechnetes Warenlager beschränken konnte, sondern sich notwendig zu einem größeren Laden- und Exportgeschäft erweitern mußte. Dieses nach christlichen Grundsätzen betriebene Warengeschäft soll aber auch — und darin besteht seine sittliche Bedeutung — für die handeltreibenden Duala das Anschauungs- und Lehrmittel eines reellen Warenaustausches sein. Natürlich ist auch hier wie auf

der Goldküste, jeder Handel mit Schnaps und Waffen ausgeschlossen. Zieht man dabei in Betracht, daß in Kamerun die Bewohner des unteren Flußgebiets fast ausschließlich dem Handel nachgehen und beim Austausch ihrer Landesprodukte in den andern europäischen Handelshäusern gewöhnlich darauf angewiesen sind, einen Teil ihrer Rohprodukte gegen Branntwein abzusetzen, so wird man verstehen, welch sittliche Bedeutung die Missionshandlung namentlich für die christliche handeltreibende Bevölkerung hat. Daß die letztere auch mit mehr Vertrauen ihre Geschäfte mit der im Verband der Mission stehenden Missionshandlung macht als mit fremden Firmen, denen das Wohl und Wehe der Eingeborenen mehr oder weniger ferne liegt, dessen bedarf es wohl keines Beweises.

* * *

Alle diese Bemühungen für die äußere Wohlfahrt eines heidnischen Landes und seiner Bewohner sind, wie schon anfangs gesagt, nicht die erste Aufgabe einer Mission. Aber sie ergeben sich notwendig aus ihrem Betriebe und dem Ziele, das sie bei ihrem Wirken anstrebt. Ihre Tätigkeit läßt sich unmöglich auf das rein geistliche Gebiet beschränken, sondern sie wird jederzeit mehr oder weniger kulturellen Aufgaben ihre Hand bieten müssen. Und wie seiner Zeit die Klöster des Mittelalters im heidnischen Germanien die Stätten waren, von denen aus man nicht nur das ganze Land christianisierte und das geistige Leben des Volkes pflegte, sondern auch den harten Boden des Landes urbar machte und eine dem Zeitalter gemäße Zivilisation herbeiführte, so und noch viel mehr sind es heute die Missionsstationen mit ihrem vielgestaltigen Betrieb, durch die eine neue Lebensordnung, bessere Verhältnisse des Daseins für ein heidnisches Volk hervorgerufen werden.

In einer Legende werden in sinniger Weise das Kreuz und die Pflugschar als die Symbole der wahren Kultur genannt, wodurch die Welt sicherer zu erobern sei als durch die Schärfe des Schwerts. Durch das Kreuz und die Pflugschar hat auch die Basler Mission in Westafrika ihre Eroberungen gemacht, ihre Siege errungen.

Basler Missionsstudien.

Unter diesem Gesamttitel erscheinen in zwangloser Folge eine Reihe von kleineren Schriften, die, von Fachmännern bearbeitet, allerlei wichtige Gegenstände aus Geschichte, Theorie und Praxis der Mission behandeln.

So erfreulich die Bereicherung der deutschen Missionsliteratur an populären Schriften ist, so sehr fehlt es noch an Schriften, die geeignet sind, in den Kreisen der Gebildeten verbreitet zu werden, um den vielen, weitverbreiteten Vorurteilen gegen die Mission im allgemeinen und gegen die Art und Weise ihrer Wirksamkeit im einzelnen zu begegnen, um das Verständnis für ihre Bedeutung zu wecken und zu fördern, ihr neue Freunde zuzuführen und das Studium der Missionswissenschaft zu erleichtern. Diesem Bedürfnis möchten die Basler Missionsstudien entgegenkommen.

Bis jetzt sind folgende 23 Hefte erschienen:

1) **Die Mission, die Urheberin von Wirren.**
Von Pfr. E. Mieſcher. . . . . 50 Cts. = 40 Pf.

„Ein kleines, glänzend geschriebenes Heft, in welchem dargelegt wird, inwieweit die Mission tatsächlich Aufregungen im Gefolge hat und dieselben notwendig haben muß. In weitherziger Weise werden die Einwürfe der Gegner berücksichtigt, aber auch vortrefflich widerlegt, namentlich die angeblichen Vorzüge der katholischen Mission vor der evangelischen". Berliner Missionsberichte 1901. Nr. 8.

2) **Rückblick auf die Geschichte der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert.** Von Lic. theol. M. Lauterburg. 50 Cts. = 40 Pf.

3) **Enthält das Neue Testament bindende missionsmethodische Vorschriften?** Von Missionsinspektor Th. Oehler. 25 Cts. = 20 Pf.

4) **Die Taufbewerber in der indischen Mission, ihre Beweggründe und ihre Behandlung.**
Von Missionar M. Hoch . . . . . 50 Cts. = 40 Pf.

„Ein erfahrener Missionar behandelt hier mit Klarheit und Umsicht eine der interessantesten Fragen, welche auf dem Gebiet der Mission überhaupt gestellt werden können. Man lese und studiere diese Studie selbst! Es ist der Mühe wert. Alle, welche sich mit psychologischen Fragen befassen, werden auf diese Schrift besonders aufmerksam gemacht". Düsseldorfer Sonntagsblatt 1901. Nr. 19.

5) **Weltregierung und Reichsregierung Gottes.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler . . 25 Cts. = 20 Pf.

„Dieses Schriftchen hat mehr geistigen Gehalt, wie oft dickbändige Bücher. Es zeigt, wie der lebendige Gott ebenso in der Weltgeschichte, wie in dem Gottesreich seine Hand spüren läßt und auch die große Politik, Taten und Untaten der Völker seinen Friedensgedanken dienstbar macht".
D. Funcke, im Bremer Kirchenblatt 1901. Nr. 19.

6) **Mission und Nationalität im Blick auf die Mission der ältesten Christenheit.** Von Lic. W. Hadorn. 50 Cts. = 40 Pf.

7) **Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900.** Von Pfr. W. Schlatter. Fr. 1.25 = Mk. 1.—

Nach dem Urteil eines genauen Kenners der Verhältnisse in China, das beste und zuverlässigste was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist.

8) **Die Aufgaben der Missionspredigt in Indien.**
Von Missionar M. Hoch. . . . . 50 Cts. = 40 Pf.

9) **Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben.** Von Missionssekretär F. Würz. 25 Cts. = 20 Pf.

„Auf wenigen Blättern eine ausgezeichnete, umfassende, alles Nötige klar hervorhebende Orientierung über das wichtige, aussichtsreiche Missionsgebiet in Kamerun".
Monatsschrift für Stadt und Land 1903. Nr. 3.

10) **Die Mission und die Zukunft des Reiches Gottes.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler . . 25 Cts. = 20 Pf.

„Gibt weitblickende Ausführungen aus dem Herzen der Mission heraus, die ihr ihre letzten Ziele vor Augen stellen, sie aber klar sondern vor jeder voreiligen willkürlichen Deutung der Weissagung von der Wiederkunft Christi". Frankfurter kirchlicher Anzeiger 1902. Nr. 47.

11) **Vier Tabellen zur Geschichte der Basler Mission.**
Von Prof. D. W. Bornemann. 35 Cts. = 30 Pf.
Separat-Abdruck aus des Verf. Buch: Einführung in die Missionskunde.

12) **Der Buddhismus in China.**
Eine missionsgeschichtliche Studie v. Miss. Ch. Piton. 50 Cts. = 40 Pf.

13) **Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit.** Von Missionar W. Dilger 65 Cts. = 50 Pf.
„Wir tun einen interessanten Blick in die Schwierigkeiten, welche die Bibelübersetzung hat in einem Lande, wo die Aussprache, die Redeweise und die Begriffe von den unsern in der Tat weltenweit verschieden sind". Barmer Sonntagsblatt 1903. Nr. 7.

14) **Konfuzius, der Heilige Chinas.** Von Miss. Ch. Piton 75 Cts. = 60 Pf.
„Eine überaus klare und anziehende Darstellung von dem Leben und der Lehre des Konfuzius, sowie von seiner Bedeutung für das chinesische Volksbewußtsein."

15) **Monotheismus und Offenbarungsreligion.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler . . 25 Cts. = 20 Pf.
„Ein klarer und überzeugender Nachweis, daß Monotheismus bei verschiedenen Völkern noch lange nicht Gleichwertigkeit des religiösen Besitzes bedeutet und daß Israels Monotheismus wie in seiner geschichtlichen Wirkung, so auch seinem Gehalt nach durchaus einzigartig ist. Bei aller Kürze ein hervorragender Beitrag zur Würdigung der Religion Israels, insbesondere in den Tagen des Babel-Bibel-Streites". Deutsche Reichspost 1903. 22. August.

16) **Die neuere Mission im Spiegel der altchristlichen nach Harnack,** mit einem Nachwort über Jesus Christus und die Weltmission.
Von Paul Eppler, Pfr. . . . 75 Cts. = 60 Pf.
„Eine höchst interessante Parallele zwischen der gegenwärtigen und der altchristlichen Missions-Praxis wie diese von Harnack dargestellt wird. Im Nachwort geht der Verfasser der Harnack'schen These, daß die Weltmission nicht aus Jesu, sondern erst aus Pauli Geist entsprungen sei, mit wuchtigen Waffen zu Leibe". Zürcher Freitagszeitung 1903. 3. Mai.

17) **Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit an die evangel. Mission?**
Von Missionsinspektor D. Th. Oehler . . 50 Cts. = 40 Pf.
„Da bekommt man einen Eindruck, wie wichtig nicht nur die Bekehrung der Einzelnen, sondern die Gründung einer Kirche ist, die die zerstreuten Einzelnen zu einem Leibe zusammenfaßt und damit ihnen einen Rückgrat gibt". Christlicher Volksfreund 1903. Nr. 32.

18) **Unabhängigkeits-Bewegungen der Farbigen in Südafrika.**
Von Missions-Sekretär Th. Bechler in Herrnhut. 50 Cts. = 40 Pf.

19) **Missionszeit, Missionsmethode, Missionsgeist.**
Von Pfarrer E. Miescher. . . 50 Cts. = 40 Pf.

20) **Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gemeinden nach den Korintherbriefen.**
Von Prof. Lic. Eduard Riggenbach. . . 50 Cts. = 40 Pf.

21) **Die mohammedanische Gefahr in Westafrika.**
Von Missionssekretär F. Würz. . . 50 Cts. = 40 Pf.

Die neuesten Hefte, seit Anfang 1904 erschienen, sind:

22) **Die Religion der Küstenstämme in Kamerun.**
Von Paul Wurm, Dekan a. D. in Calw. 65 Cts. = 50 Pf.

23) **Die Vorbildung unserer Missionare.**
Von J. Haller, Stadtpfarrer in Tuttlingen. 65 Cts. = 50 Pf.

24) **Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.**
Von P. Steiner. 50 Cts. = 40 Pf.

Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel. Adresse für Deutschland: Missionsbuchhandlung St. Ludwig (Elsaß)